

Das Waldviertel



NEUE FOLGE 1954 Nr. 4



INHALT

Franz Rauscher: Hochzeitsbräuche

Dr. Karl Schöbl: Pöggstaller Pfarrmatriken

Daniek: Waidhofner Bürgerkorps

**Für Volk und Heimat
arbeitet der**

Waldviertler Heimatbund

**Wer seine Heimat liebt, unterstützt uns durch Werbung
neuer Mitglieder. Hilf auch Du mit!**

Das Heimatbuch für jedermann

Josef Huber

WACHAUFÜHRER

Neubearbeitet und ergänzt von Franz Biberschick d. Ae.

Eingehende Darstellung der Wachau u. d. Nibelungengauges
Unentbehrlich für jeden Besucher des Donautales

280 Seiten

Preis S 24.—

In jeder Buchhandlung erhältlich!

Verlag Josef Faber, Krems an der Donau

Postversendung!

Postversendung!



Einzelpreis S 3.—

Ganzjährig S 36.—

Druck: Buchdruckerei
Josef Faber, Krems
in der Donau, Obere
Landstraße Nr. 12
Verwaltung: Obere
Landstraße Nr. 12

Das

Waldviertel

Zeitschrift für Heimatkunde
und Heimatpflege

Erscheint am 1. jeder
Monats. Eigentümer
Herausgeber u. Verleger
Waldviertler Heimat-
bund; Verantwortlicher
Schriftleiter Dr. Hein-
rich Kauscher, Krems
an der Donau, Heine-
mannstraße Nr. 12

Nummer 4 Krems, am 1. April 1954 3. Jahrgang

Hochzeitsbräuche im Hornerwald

Von Franz Kauscher, Wien — St. Leonhard a. Hornerwalde

Vielerlei meist schon abgeschwächte Sitten und Bräuche erfüllen das Leben jedes Menschen von der Wiege bis zum Grabe, mehr minder abgeschliffen in den höheren Bevölkerungsschichten, treuer bewahrt in den ländlichen Kreisen. Ihre Kernpunkte liegen in den drei wichtigsten Ereignissen des Lebens: Geburt, Hochzeit und Tod.

Die Darstellung und kulturgeschichtliche Erforschung der Hochzeitsfeier mit ihren verwickelten Bräuchen ist eines der meistbehandelten Kapitel der Volkskunde. Eindringende Forschung hat uns über ganz frühe gemeinindogermanische Züge, dann das frühgermanische Gerüste der Hochzeitsfeier, das Verhältnis der kirchlichen Population, die mitten in die familienrechtliche Handlung hineingestellt wurde, sowie über den ursprünglichen Sinn und die späteren Abschwächungen und Verdunkelungen zahlreicher Akte der Feier belehrt. Schon ganz unverstanden überschattet allerlei urzeitliche Geisterangst und dämonischer Schädigungswahn den ganzen wichtigen Akt der Hochzeit in allen seinen Phasen (daher das viele Schießen, die rasche Fahrt zur Kirche, das Kleidervertauschen, die Sorge um das Stehlen der Braut, der Schutz des Sitzes der Brautleute bei der Hochzeitstafel im Herrgottswinkel u. v. a.). Es fehlt in der Volkskunde auch nicht an Versuchen, dem szenenreichen Hergang der Hochzeitsfeier einen mythologischen Hintergrund zu geben, der noch in alten Volksliedern und Märchen bruchstückweise aufschimmert.

Vor genau 82 Jahren verfaßte Geistl. Professor Anton Erdinger neben einer Anzahl kirchlich-literarischer Abhandlungen auch volkswirtschaftliche und volkskundliche Beiträge, die Themen unserer Waldviertler Heimat zum Gegenstand hatten. U. a. entsprang seiner gewandten Feder der im Jahre 1872 erschienene Aufsatz

„Die Hochzeitsgebräuche im Hornerwald.“ Kein anderer war hiezu mehr berufen als Erdinger, ein Sohn unserer engeren Heimat. Er wurde am 2. Jänner 1829 in Steinegg am Kamp bei Fuglau, geboren, wo sein Vater Johann Erdinger das ehrfame Handwerk eines Hammerschmiedemeister (heute Gasthaus Hinterreiter) ausübte. Wie seine beiden älteren Brüder widmete er seine Lebensaufgabe gleichfalls dem Priesterstande. Naturverbunden und zeitlebens von einer beispielhaften Liebe zur Heimat beseelt, war es naheliegend, daß er, seinem poesievollen Gemüt folgend, Erinnerungen aus Kindheitstagen als Student und Jungprieester der Nachwelt zu erhalten trachtete.

Der Verfasser dieses Artikels versucht nun, die gegenständliche Schilderung wiederzugeben:

Gleich am Anfang seiner Abhandlung über die Hochzeitsgebräuche im Hornerwalde schrieb Erdinger wahrhaft prophetische Worte, wo er hervorhebt, „daß der Zeitgeist des Revolutionsjahres 1848, aber auch schon dessen Vorläufer 1789 als Feind des Althergebrachten gründliche Arbeit getan habe und es nur der Zähigkeit, mit welcher das Landvolf an den Einrichtungen und Gepflogenheiten seiner Vorfahren festhält, zu danken sei, noch wertvolles Kulturgut in die neuere Zeit herübergerettet zu haben.“ Weiters gibt er der Befürchtung Ausdruck, „daß, falls in den kommenden 100 Jahren mit den Volksbräuchen ebenso aufgeräumt wird wie in den verfloffenen, dann wird man sie und ihre Poesie nur mehr aus den Büchern kennen.“ Von dieser Sorge erfüllt, will er, so schreibt er, „den Lesern der Nachwelt gleichfalls ein Blättchen in ihre Schreibmappe legen“, indem er die Hochzeitsgebräuche im Hornerwalde zur Darstellung brachte.

Die Förmlichkeiten und Gebräuche, wie im Hornerwalde vor hundert Jahren eine Ehe zustande kam, war von mancherlei, heute meist nicht mehr im Gebrauche stehenden Voraussetzungen abhängig. War ein Bursche über die Wahl seiner künftigen Ehegattin mit sich einig, so erjuchte er einen schon verheirateten Mann, daß er mit ihm zu den Eltern des Mädchens seiner Wahl gehe und für ihn um sie werbe. Dieser wurde als „Heiratsmann“ bezeichnet¹⁾.

In sauberer Kleidung begaben sich Bräutigam und Heiratsmann in das Haus der Brauteltern, doch wurde dort nicht gleich der eigentliche Anlaß des Besuches durch den Heiratsmann vorgebracht, sondern er fragt, ob nicht etwa ein feiles Stück Vieh im Stalle sei, ob man nicht eine brave Dienstmagd wisse, und erst allmählich wurde das Gespräch auf den Zweck ihrer Anwesenheit übergeleitet. — Gab es bei der bestimmt gestellten Frage freundliche Gesich-



Am Erlenbach, Holzschnitt von Franz Traunfellner

ter, so wurde der Tag verabredet, wo das „Häuserschau'n“ stattfand. Brautvater und Braut begaben sich in das Haus des Bräutigams, wo sich hauptsächlich der Vater der Braut nach den wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnissen des Anwesens durch persönliche Inaugenscheinnahme überzeugte und darauf sah, unter welchen Bedingungen der künftige Eidam die Wirtschaft übernehmen sollte. Hier bot sich für den Heiratsmann abermals Gelegenheit, seine Ueberredungskünste unter Beweis zu stellen, denn hier galt es, dem Brautvater soviel wie nur möglich an Aussteuer und Mitgift für seine Tochter abzurufen und wenn der Alte nicht „Haare lassen“ wollte, dann trat der Heiratsmann mit dem Aufgebot seiner ganzen diplomatischen Künste abermals auf den Plan, um das nur Möglichste zu erzielen. Wurde endlich nach langem Hin- und Herreden ein Uebereinkommen erzielt, so hieß es: „D' Heirat is g'wiß g'mocht worn.“

Das nächste Kapitel gehörte zu jenen Vorkehrungen, die notwendig waren, damit „D' Heirat g'schrieb'n wird.“ Der Uebereinkommensvertrag, die Ausgedingsrechte und alle sonstigen mit einer Eheschließung zusammenhängenden gesetzlichen Pflichten und Rechte wurden dabei in Ordnung gebracht. Dieses Rechtsgeschäft wurde in der Herrschaftskanzlei²⁾ bzw. bei der Bezirksobrigkeit durchgeführt. Der nächste Gang galt nun dem Pfarrhaus, „D' Heirat anzvagn.“ — Je näher der Hochzeitstag heranrückte, desto lebendiger wurde es im Hause des Bräutigams und vorzüglich der Braut. War sie minder bemittelt, so benützte sie die Zeit, während welcher in der Kirche ihre Eheverfündigung stattfand, zum „Haussteu'r samman.“ Wenn die Braut das Recht dazu hatte, so trug sie bei dieser Gelegenheit schon den Brautkranz. In Begleitung einer Trägerin, wobei die Letztere auch die Bitte vorzubringen hatte, machte sie in der Nachbarschaft bei Freunden, Verwandten und Bekannten die Runde und sammelte Geld, Mehl, Gries, Eier, Schmalz, Flachs usw.³⁾. Bräute aus wohlhabenderen Familien unterließen diese Sammlung. Ihnen wurden von den geladenen Gästen Naturalgaben, wie: Lämmer, Ferkeln, Butter, Eier, Backwerk u. a. einige Tage vor der Hochzeit ins Haus gebracht.

Mit einem Rosmarinzweig auf dem Hute oder im Knopfloch an der linken Brustseite geschmückt, begaben sich Bräutigam und Heiratsmann acht Tage vor der Hochzeit auf die Tour, um die Gäste hiezu einzuladen. Der Heiratsmann trug hiebei einen Spazierstock mit schönem Knopf, der Bräutigam dagegen gewöhnlich ein Parapluie (Regenschirm). — Sobald sie in die Stube traten, ließ sich der Heiratsmann nach erfolgter Begrüßung also vernehmen: „Hochgeehrte Freunde! Da sich N.N. mit seiner geliebten

Braut N. in den heiligen Ehestand begibt, so ist ihr ganz freundliches Ansuchen und Bitten, ihr wollet künftigen Dienstag helfen zieren ihren Ehrentag in der Kirche bei der Kopulation. Nach verrichteter Kopulation bitten sie auch, ihnen das Geleit zu geben in die Behausung des (der) N. und alldort die Mahlzeit verzehren helfen, was Gott der Allmächtige in Küche und Keller schicken wird. Wir bitten, ihr möchtet uns gute Boten sein lassen und uns eine freudenreiche Nachricht erteilen.“ Die „Hochzeitsbitter“ wurden gewöhnlich mit Wein, Brot, Eierspeise oder Fleisch bewirtet und pflegten dann weiter ihres Amtes, bis der letzte Gast geladen war.

Am Hochzeitstage zeitlich früh fanden sich der Bräutigam, der Heiratsmann, die geladenen Gäste und „Jungleute“ im Hause der Braut ein. Unter den „Jungleuten“ waren die Junggesellen und Kranzjungfern, gewöhnlich Firmpaten und Firmpatinnen oder jüngere Geschwister des Bräutigams oder der Braut zu verstehen. Einer dieser Junggesellen, welche alle mächtige Sträuße von künstlichen Blumen mit flatternden Seidenbändern am linken Arm trugen, war der „Brautführer“, der die Braut bis zum Altare geleitete, auch auf dem Heimwege von der Kirche ihr Begleiter war und sich ihrer überhaupt bis zur Uebergabe an den Bräutigam annahm. Alle Gäste wurden zum Frühstück mit Kaffee bewirtet, der in Suppenschüsseln aufgetragen und mit Suppenlöffeln gegessen wurde. Vor dem Kirchgange erhielt jeder ein Rosmarinstämmchen, welches das männliche Geschlecht entweder am Hute oder an der linken Brustseite im Knopfloch des Rockes befestigte, das weibliche Geschlecht aber im Gebetbuch oder zusammengefalteten Sacktuch, welches in den Händen gehalten wurde, verwahrte.

Ehe der Hochzeitszug sich in Bewegung setzte, hielt der Heiratsmann eine kurze Ansprache, wobei er die Anwesenden über Zweck und Ursache der Versammlung unterrichtete. Hernach setzte sich der Zug in Bewegung. Vorne der Brautführer mit der Braut, anschließend der Heiratsmann mit dem Bräutigam und noch ein „Beistand“ (einer der Trauzengen), dann paarweise die „Jungleute“ und schließlich die Hochzeitsgäste, Männer und Frauen gesondert. Nach der Messeandacht wurde die Trauung vollzogen. Der Brautführer geleitet die Braut zum Altar, ingleichen den Bräutigam der Heiratsmann. Hinter dem Brautpaar standen alle übrigen Teilnehmer in der gleichen Rangordnung, wie sie den Gang zur Kirche antraten. Eine der Kranzjungfrauen legte dem Bräutigam ein Rosmarinkränzlein auf das Haupt, worauf sie um den Altar ging und einen Rosmarinzweig, der mit einem seidenen Band umwunden war, samt einem „Simoniapfel“ (Zitrone) opferete. Dies war das Ehrengeschenk für den kopulierenden Priester.

Schnell langte der Bräutigam nach beendetem Traungsakt nach dem Rosmarinfränzlein auf seinem Kopfe und steckte es in die Tasche, da, falls es der Braut gelingen würde, desselben habhaft zu werden, er lange nach der Hochzeit noch gehänselt würde, daß er „unter den Pantoffel kommen“ werde. Lustige Bräute stellten des Späßes halber diesem Kränzlein den ganzen Hochzeitstag nach, weshalb es der Bräutigam alsbald nach der Rückkehr aus der Kirche in das Feuer zu werfen pflegte. Nach der Opferung des „Simoniapfels“ folgte der Opfergang der übrigen Hochzeitsgäste um den Altar. Voran der Bräutigam, ihm folgt der Heiratsmann, sodann die Braut, der Brautführer, die Jungenleut und alle übrigen Gäste. Mittlerweile nahmen die Brautleute an der Epistelseite Aufstellung, worauf die Vorübergehenden den Jungvermählten ihre Glückwünsche darboten.

Nach Unterzeichnung des Traungsprotokolls wurde der Rückzug aus der Kirche ins Hochzeithaus angetreten. Zuvor mußte aber noch ein Hindernis beseitigt werden, denn der Mesner stand an der geschlossenen Kirchentür, die er nur gegen ein Trinkgeld öffnete. Ein weiteres Hindernis bot sich dem Hochzeitszug noch gewöhnlich auf dem Wege ins Hochzeithaus, wo mehrere Burschen (meistenteils aus dem Bekanntenkreis der Brautleute) über den Weg, den der Hochzeitszug passierte, ein Seidenband spannten. An dem einen Ende des Seidenbandes steht ein kleines Tischchen, darauf eine Flasche Wein, gleichfalls mit einem Seidenbändchen geschmückt, sowie zwei Trinkgläser. Während ein Bursche ein witziges Sprüchlein hersagt, wird dem Brautpaar ein Labetrunk gereicht. Erst nachdem der Bräutigam einen gewissen Geldbetrag erlegt und für weiteren köstlichen Trank der „Bierzoiger“ Sorge getroffen hat, wird der Weg freigegeben. Im Volksmunde heißt dieser Brauch „Bierzoig'n.“ (Dieser Brauch wird auch heute noch geübt. Anm. d. Verfassers). Oft kommt es vor, daß diese ulkige „Amtshandlung“ an einer anderen Wegstelle abermals vorgenommen wird, ja selbst das Hochzeithaus wird, ehe der Hochzeitszug dort ankommt, durch die Köchin und das übrige Hausgesinde versperrt und verrammelt, wo erst nach längerem Pochen an Tor und Türen der Zug schließlich Einlaß findet⁴⁾.

Der Hochzeitszug bewegte sich in derselben Reihenordnung wie beim Gang zur Kirche. Oft wurde der Zug von Musikanten begleitet und zwischendurch feuerten Junggesellen ihre Pistolen ab. Im Hochzeithaus angelangt, labten sich die Teilnehmer zunächst an Wein und Brot und bald begann der Hochzeitschmaus. Die Braut nahm den Ehrenplatz ein, als welcher die obere Tischcke an der Mauer galt, wo sie während des Schmauses stets vom Brautfüh-

rer bedient wurde. Die übrigen Gäste teilten sich nach Rang und Verwandtschaft in der Sitzordnung so, daß abwechselnd ein männliches und ein weibliches Mitglied der Hochzeitsgesellschaft nebeneinander zu sitzen kam, die auch paarweise aus ein und demselben Teller aßen. Der Bräutigam war immer auf den Füßen, denn er mußte die Gäste bedienen. Sein Bedeck befand sich auf einem Seitentischchen, bei dem er sich nur auf Augenblicke niederlassen konnte. Nicht viel besser ging es dem Heiratsmann, denn er hatte nicht nur das Geschäft des Servierens, sondern auch das des Tranchierens zu besorgen.

Die Speisenfolge war gewöhnlich wie folgt zusammengesetzt: Eingekochte Rindsuppe, Rindfleisch mit Semmelfren; Schweinsbraten mit Sauerkraut und Leberknödelsuppe; Butterkrapsen (diese wurden 2 bis 3 Mal serviert), in Milch gekochte Hirse (Milchbrei), Pudding, Glühwein (in großen Schüsseln aufgetragen), Kalbsbraten mit Salat (getrocknete Zwetschen), Gugelhupf mit Kaffee, der ebenso wie der Glühwein in großen Mengen aufgetragen wurde. Geessen wurde aber nur das Flüssige; was immer sich aufheben ließ, blieb auf dem Teller liegen und bildete das „Bischoadessen“, so daß am Schlusse des Mahles ganze Pyramiden von Fleisch und Backwerk die Teller und Schüsseln füllten. Zur besonderen Ehre gereichte es dem Brautpaar, wenn etwa die Pfarrgeistlichkeit und der Lehrer, etwa auch der Förster und Arzt der an sie ergangenen Einladung Folge leisteten und sich gleichfalls im Hochzeitshaus einfanden. Zu diesem Zweck hatte die Köchin schon bei der Zubereitung des Mahles auf den „Herrentisch“ Bedacht zu nehmen.

Während des Hochzeitessens kamen Kinder und arme Leute aus der Nachbarschaft als „Maurer“, denen entweder vom Tisch oder von der Küche aus Speisen verabfolgt wurden. Jeder „Maurer“ nahm sich von zu Hause bereits einen Löffel mit, um diesbezüglich nicht in Verlegenheit zu geraten. Das Hochzeitessen begann gewöhnlich um die Mittagszeit und dauerte bis tief in die Nacht hinein. Nach jedem Essensgang wurde getanzt, wobei stets der Bräutigam mit der Braut den Reigen eröffnete. Beim Kaffeeschmaus wurde für die Musikanten gesammelt, welche Aufgabe der Heiratsmann unmittelbar vor dem Ende der Hochzeitsfeier zu übernehmen hatte. Er erschien mit einem Suppenteller aus Steingut, auf welchen ein flacher Holzteller, in dem eine Gabel mit einem Rosmarinzweig steckte, gestürzt war. Er leitete die Sammlung gleichfalls mit einer kurzen Anrede an die Musikanten ein und wendete sich hernach an den Brautführer mit den Worten: „Ich will dir ein gutes Glas Wein zubringen, von dem ich früher nichts gewußt habe, nämlich als mein strapaziöser Dienst vorbei

war, ging ich in den Keller und fand ganz rückwärts ein Faß, auf dem die „schwarze Katz“ saß. O Herr Brautführer, den versuch', der wird dich freuen. Gerne wirst du mir dann das Geld in den Teller werfen und dein opferwilliges Beispiel auch alle übrigen Gäste nachahmen.“ Diesen mit entsprechendem Pathos vorgetragenen Worten folgte Musik. Doch der Brautführer und die Junggesellen sowie die anderen lustigen Gäste gaben das Geld für die Spielleute nicht gleich ohne weiteres her. Da wurden Schnadahüpfel ohne Zahl gesungen, die von den Musikanten nachgespielt werden mußten. Zögernd gab man zuerst einen Kreuzer oder einen Zehner und erst zuletzt den Betrag, den man zu geben beabsichtigt hatte. Begreiflich, daß eine solche Sammlung oft länger als zwei Stunden dauerte. Die Spende legte man zwischen die beiden Teller, so daß der Minderbemittelte wegen seiner kleineren Gabe nicht bloßgestellt erschien. Nachdem diese Sammlung beendet war, begann gleich eine zweite die ebenfalls vom Heiratsmann eingeleitet wurde und deren Erlös dem Küchenpersonal zuflöß. Der Heiratsmann begründet diese Sammlung damit, daß ihm die Köchin geklagt hätte, sie hätte sich ihr „Bürta“ verbrannt. Zum Beweis zeigte sie einen halbverbrannten Fesen, den der Heiratsmann den Gästen vorzeigte. Gleichzeitig munterte er auf, sich recht ausgiebig an der Geldsammlung zu beteiligen, wo hernach gewöhnlich die Frauen ihre Gebehrfreudigkeit zeigten.

Nach Eintritt der Dunkelheit kamen die „Maskerer“ ins Hochzeitshaus. Es sind dies ledige junge Leute aus der Nachbarschaft, die maskiert und meist paarweise erscheinen. Ihr Anführer legt einen Paß vor und wenn dieser als echt und gültig erkannt wird, so geht dann die „Heß und Gaudi“ an. Zuerst tanzen die „Maskerer“ untereinander, mischen sich jedoch bald unter die anderen Hochzeitsgäste und es gibt Spässe und Gelächter ohne Ende, besonders dann, wenn es der Braut während des Tanzes gelingt, einen der Maskerer zu „entlarven.“

Noch hatte sich der Heiratsmann einer wichtigen Aufgabe zu entledigen: Nach Mitternacht hielt er nämlich die Dankagung mit folgenden Worten: „Alle berufenen Leute und Hochzeitsgäste! Es bedanken sich zum Ersten der Bräutigam und seine geliebte Braut auf das Allerschönste bei ihren gegenseitigen Eltern für alle Mühen und Sorgen, welche ihr von Kindheit an bis zum heutigen Tage ihrer Verehelichung für sie gehabt und ist zu wünschen, daß der Bräutigam und seine geliebte Braut ihre gegenseitigen Eltern ehren, lieben und für sie sorgen wollen, so lange ihnen Gott das Leben schenkt, bis über das Grab hinaus. Es bedanken sich zum Zweiten der Bräutigam und seine geliebte Braut auf das Aller-

schönste, daß ihr Freunde und Hochzeitsgäste so gut gewesen seid, und ihnen das Geleit gegeben in diese Behausung und ihnen allda geholfen habt, die Mahlzeit zu verzehren, was Gott der Allmächtige in Küche und Keller geschickt hat. Doch dürfen die Hochzeitsgäste wegen meiner Dankagung nicht vermeinen, daß sie nun sogleich nach Hause gehen sollten. O nein, ganz und gar nicht! Im Gegenteil, es soll ein jeder verbleiben nach seinem Belieben und her zuvor ein Glas getrunken, der soll jetzt zwei oder drei und noch mehr trinken, so lang' das Faß einen Saft gibt. Zum Dritten bitte ich um Vergebung wenn meine Dankagung nicht dem Erhofften entsprach und bitte daher die Hochzeitsgäste, mit meinen wenigen Worten vorlieb zu nehmen. Und so will ich denn auf des Herrn Bräutigams und seiner geliebten Braut, den Herrn Brautführer, den Jungheerrn und Jungfrauen ihr freundliches Wohlsein trinken!" Nachdem er aus voller Brust ein „Zuchhe“ gerufen, leerte er das Glas und fuhr dann fort: „Nun hätte ich ein kleines Anbringen: Wenn es dem Heiratsmann erlaubt ist, mit der Braut einen, zwei oder drei Tänze machen zu dürfen, so will ich mir das recht freundlich vom Herrn Bräutigam und Brautführer ausbitten. Da will ich aber sagen:

Ist die Braut gesund und frisch,
 So kommt sie über'n Tisch,
 Ist sie aber matt und krank,
 So kommt sie nach der Bank.
 Und fehlt sie nur einen Tritt, so will ich sie strafen
 Um einen Eimer Landwein,
 Oder einen Eimer Branntwein,
 Oder um einen Korb voll Rispel,
 Da kriegt noch jeder einen Bispel."

War die Braut berechtigt, den Kranz zu tragen, so stieg sie über den Tisch und es gehörte schon viel Geschick dazu, durch die vielen Gläser und Teller durchzukommen, ohne dabei etwas umzu stoßen. Ein Schabernack wurde aber bei dieser Gelegenheit gewöhnlich begangen: Immer war jemand zur Hand, der während dieser akrobatischen Künste ein Glas umschüttete, was natürlich wieder Stoff zu neuem Gelächter gab. Die Bräute ohne Kranz hatten es entschieden leichter, sie gingen „nach der Bank“, also der Bank entlang und leisteten der Aufforderung des Heiratsmannes zum Tanze Folge. Dieser vollführte dann mit der Braut drei kurze Tänze, übergab sie sodann dem Brautführer, der ein Gleiches tat und sie endlich dem Bräutigam in die Arme führte, welcher ebenfalls in drei Absätzen mit ihr den Reigen zog. Gleich

darnach nahm man der Braut den Kranz vom Haupte und vor nun an war sie Ehefrau und gehörte dem Manne an.

So wurden noch vor hundert und mehr Jahren im Hornerwalde die Hochzeiten gehalten. Derartige Festlichkeiten vorwiegend familiären Charakters, boten den in der Einsamkeit der „Waldhütten“ hausenden Bauern, Holzhackern und Kohlenbrennern, insbesondere aber den Hochzeitsgästen selbst, vielfältigen Gesprächsstoff bei den gelegentlichen nachbarlichen Zusammenkünften.

Längst sind bis auf wenige Reste diese Gebräuche entschwunden; sie mußten den aufdringlichen Einfluß städtischer Sitten und Kultur zum überwiegenden Teil weichen. Nur im Althergebrachten der mündlichen Ueberlieferung blieb erhalten, welche Bedeutung in diesen Belangen dem bäuerlichen Selbstbewußtsein und der hohen Achtung vor dem Brauchtum unserer Ahnen zukam.

FUSSNOTEN UND ERLÄUTERUNGEN

¹⁾ Mehrere solcher „Heiratsmänner“ waren im Hornerwald sehr populär und ihre Vermittlerrolle bei solchen Anlässen weit und breit gesucht. In den Trauungsmatriken der Pfarre St. Leonhard a/Hw. finden sich in der Zeit zwischen 1820—1850 der Ortsrichter Matthias Fuchs aus dem Hornerwald Nr. 51 und Georg Krapfenbauer aus dem Hornerwald Nr. 29 als ständig wiederkehrende Trauungszeugen verzeichnet, als welche sie neben ihrem Geschäft als Heiratsmänner in der Regel aufscheinen.

²⁾ Bis zur Auflösung des Untertänigkeitsverbandes im Jahre 1848 war es Pflicht jedes Untertans, die beabsichtigte Heirat bei der zuständigen Herrschaftskanzlei (für das Gebiet des Hornerwaldes war dies ohne Ausnahme Horn) zur Anzeige zu bringen. Sie waren die Vorläufer der im Jahre 1850 errichteten Bezirksämter und am Sitze eines Landgerichtes auch mit solchen Befugnissen betraut.

³⁾ Durch eine kreisämtliche Verordnung vom Jahre 1878 wurde dieser Brauch abgestellt.

⁴⁾ Hauptsächlich im Gföhlerwald (Tautendorferamt etc.) gebräuchlich.

Einiges über die Böggestaller Pfarrmatriken

Von Dr. Karl Schöbl, Böggestall

Da die Kunst, Bücher zu drucken, erst wenige Jahrhunderte alt ist und ein handgeschriebenes Buch früher meist den Wert eines Hauses darstellte, weil vielleicht ein ganzes Menschenleben an so einem Buche hing, wurde nicht sehr viel geschrieben. Man beschränkte sich auf das Notwendigste und schrieb meist über Themen, die den Kreis der in Frage kommenden Leser — nur die Studierten konnten lesen — interessierten. Diese Bücher behandelten daher größtenteils wissenschaftliche, vor allem theologische und juristische Gebiete. Für Aufzeichnungen von relativ banalen Ereignissen auf

dem Lande, im Waldviertel, war das Pergament und die Mühe viel zu teuer. So kommt es, daß wir aus der Zeit vor dem 11. Jahrhundert von unserem lieben Pöggstall gar nichts und bis zum 16. Jahrhundert nur recht wenig wissen. Wir sind, um einen Blick in die Frühgeschichte Pöggstalls zu tun, auf wenige Quellen angewiesen, die von den wenigen überhaupt einmal existent gewesen, den Zahn der Zeit überdauert haben.

Das erste uns bekannte Ereignis ist der Bau der Annakirche im Felde, der nach 5jähriger Bauzeit im Jahre 1140 abgeschlossen werden konnte. Bauherr war das oberösterreichische Stift Kremsmünster, das ein Kloster errichten wollte. Der damalige zuständige Diözesanbischof von Passau ist zu diesem Ereignis extra nach Pöggstall gereist.

Vom Schloß Pöggstall hören wir erst später, obwohl dieses sicher schon vor der Kirchenerbauung bestand. Wieder ist es ein Ereignis, das des Aufschreibens wert erschien: 1291 wurde das Schloß im Aufstande des heimischen Adels gegen Herzog Albrecht I. eingenommen und angeblich zerstört. Albrecht I. war ebenso wie sein Vater, der römische Kaiser deutscher Nation Rudolf I. von Habsburg, ein Schweizer. Daß der Kaiser seinen Sohn Albrecht als Landesherrn nach Oesterreich setzte, das schmerzte den heimischen Adel sehr, der gerne aus seiner Mitte einen Landesvater gesehen hätte. Mit den Augen des Volkspatrioten wurde in Albrecht ein unerwünschter Ausländer erblickt und ein Aufstand gegen ihn inszeniert. Im Laufe dieses Aufstandes wurde auch die Burg Pöggstall erobert. Wo diese erste Burg gestanden ist, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Man kann vermuten, daß sie neben der St. Annakirche im Felde gelegen war. Es ist auffallend, daß die Annakirche einsam und verlassen weit draußen auf dem Felde steht, während der Ort samt jezigem Schloß und jeziger Pfarrkirche harmonisch vereint an der Nordseite des Talfessels liegt. Niemand hätte eine so wertvolle Kirche schutzlos an einen einsamen Platz gebaut. Es kann vielmehr mit größter Sicherheit angenommen werden, daß in unmittelbarer südlicher Nähe der Annakirche die erste Pöggstaller Burg stand. Der Platz ist für eine solche dort geradezu ideal. Er ist an 3 Seiten vom Weitenbach umflossen auf einem erhöhten Hügel gelegen! Dieser Hügel, auf dem die inneren Baulichkeiten, der Burgstall stand, war der Kern der Burg. Von diesem Burgstall wird auch der Ort seinen Namen bekommen haben! Es konnte bisher noch kein stichhaltiger Grund dafür erbracht werden, daß die frühere Behauptung, daß der Ortsname Pöggstall mit Pechstelle oder gar mit Ziegenböcken in Zusammenhang steht, als wahrscheinlich bezeichnet werden könnte.

Daß an jener Stelle die erste Burg stand, kann auch durch den Kirchenbau selbst bewiesen werden. Die Kirche steht nicht auf einem markanten Platz und wäre — wenn schon dort — so sicher auf dem markanten Hügel gebaut worden, wenn dort nicht eben schon die Burg gestanden wäre.

Die Pfarre Böggstall schälte sich aus der Pfarre Weiten als Filiale heraus. Die Grenzen zwischen dem Böggstaller und Weitener Pfarrgebiet verlief vor der neuen Pfarreinteilung entlang des Weitenbaches, sodaß nur der nördlich des Baches gelegene Teil zur Pfarre Böggstall gehörte. So gehörte Bömmerstall, Krumling, Laaß, aber auch der südlich des Baches gelegene Teil von Böggstall, die sogenannte Wim, zur Pfarre Weiten. So mußten diese oben bezeichneten Dorfbewohner erst nach Böggstall und von da weitere 7 Kilometer lang in ihre zuständige Pfarre Weiten gehen. Als *Turris* muß die Tatsache bezeichnet werden, daß die Böggstaller Pfarrkirche, nämlich die Annakirche, sich ganz am südöstlichen Zipfel des damaligen Pfarrgebietes, auf vorgeschobenem Posten befand, von drei Seiten vom Weitenbach umflossen, der die Grenze bildete.

Die Böggstaller Matrizen sind die ältesten des Defanates. Sie beginnen im Jahre 1628, also mitten im 30jährigen Krieg. Dies ist für unser Waldviertel recht früh, wenn man bedenkt, daß die Pflicht, Matrizen zu führen, erst im Tridentinischen Konzil geboten wurde. Die Mutterkirche von Böggstall, Weiten, beginnt merkwürdiger Weise mit ihren Matrizen um ein Jahr später als Böggstall; wiewohl diese, dem heiligen Erzmärtyrer Stephanus geweiht, und im Jahre 1090 bereits Pfarrkirche war, die älteste Pfarre des Bezirkshauptmannschaft Expositurbezirkes Böggstall darstellt.

Das erste Kirchenbuch umfaßt die Zeit von 1628 bis 1642. Dann fehlen Aufzeichnungen von 6 Jahren. Das zweite Buch umfaßt die Jahre 1648 bis 1672. Ueber diese knappen 4 Jahrzehnte sei hier einiges berichtet:

Viele Menschen wanderten aus dem Westen ein. Aus Radstadt in dem Salzburgerland, aus Steiermark so aus Rottenman, viele aus dem Land ob der Enns, aus Bayern, dem Königreiche Böhmen, aus der Jungpfalz, aus Elsaß und besonders viele aus dem Schwabenland. So kam Andreas Rump aus dem Schwabenland, ein Name, der heute noch hier existiert. Viele kamen als Handwerksburschen und machten sich seßhaft, manche sind auch „wegen der Religion“ aus dem Land gegangen. Hier spürte man vom 30jährigen Krieg vorerst nur, daß Soldaten einquartiert wurden, die hier auch heirateten und Kinder bekamen. Bedige Kinder gab es fast keine. Die tödlichen Unfälle hatten damals dieselben Ursachen wie heute: Baumfällen, Ertrinken, Verbrühen mit heißer Milch,

Blitzschlag und ähnliches. Die gleichförmigen, schwer leserlichen Eintragungen sind jedoch mit manch kurioser Anmerkung gewürzt und beide Bücher atmen den frischen Humor und sprühenden Geist der Böggestaller Pfarrer jener Zeit.

Merkwürdige Berufe gab's in Bögstall: Simon Schön war Rudimoderator, Schulmeister, (Tomus I, folio 22), Michael Schumayer war Bürger und Schiffer in Bögstall (I, 17), wobei aber nicht vermerkt steht, auf welchem Gewässer Meister Schumayer seine Tätigkeit ausübte. Tobias Elga war „Bürger, Deculist, Schmied und Wundarzt“ (I, 59); auch in Martinsberg gab es damals einen „Wundarzt und Bader“, wohingegen jetzt kein Arzt mehr in Martinsberg ansässig ist. Einen gräflichen Glasmaler Casper Hofmann gab's in Bögstall (I, 452) und einen Hofzimmermeister im Schloß Roggendorf namens Seth (I, 598). Am 29. Mai 1633 wurde hier ein Zigeunerkind aus Straßburg im Reich getauft. Aus der Taufe wurde es vom Schloßverwalter und vom Marktrichter gehoben! (I, 89). 1633 ist am 2. September die 13jährige Regina Steininger „auf dem Feld von einem Donnerstreich erschlagen und von wilden Feuern verbrannt“ worden (I, 518). Auch des Elias Rechners Sohn aus Bertholz ist „von dem Ungewitter“ erschlagen worden (I, 531). Der gräfliche Maier Wolf Casper ließ sich am 15. März 1635 von Böchlarn nach Bögstall auf dem heute völlig abgekommenen Fahrweg über Paaß führen. Außer Paaß hat er jedoch seinen Geist aufgegeben. Er war erst 39 Jahre alt und wurde zu St. Anna beerdigt (I, 526). Am 17. April 1641 ist der 20jährige Rauchfangkehrer Johann Jakob im Schloß Bögstall „durch den Rauchfang in der Kuchl auf den Herd gefallen, hat kaum mehr gredt . .“ was uns allerdings verständlich erscheint! (I, 544). 1 Woche später ist ein 5jähriger Bub im Weitenbach ertrunken und am nächsten Tag „an einer Fölber hängend“ gefunden worden (I, 544). Zu Allerheiligen 1642 hat ein sinzendorfscher Reitknecht mit einer Pistol den Meister Hans Schlögl erschossen, als dieser „durch eine Tür hat wollen eingehen“ (I, 551).

Bei jeder Taufeintragung sind Vater und Mutter angeführt. Selten fehlt der Vater, da heißt es dann: Der Vater ist, wie die Muatter sagt, der oder der. Nur ein einziges Mal ereignete sich in jener Zeit der Fall, daß eine Mutter nicht angegeben war. Dies ereignete sich bei der Taufeintragung des Mathias Pestauer aus Bertholz. Der Pfarrer begründete diesen Mangel mit der trockenen Bemerkung, die die Situation trefflich charakterisiert: „Dieser Bauer (Vater) hat den Nam seines Weibs nicht gewußt“ (I, 121). Wahrscheinlich hat er sein Lebtag lang zu ihr nur Alte oder Wei gesagt!

Ein namenloses Bettelmensch ist nicht am Gottesacker, sondern hinter dem Pfarrstadl in Martinsberg begraben worden, weil man von ihr gar nichts, so auch nicht die Religion wußte (II, 457).

1648 kam die Elisabeth Lagler zur Welt: „Dieses Kindt hat im Mutterlaib oft geweint, was viele Menschen gehört haben!“ (II, 10). Die Ehe des Martin Hackher, die er heimlich in Randegg geschlossen hatte, wurde annulliert, weil er „in impedimentum criminis ist gewesen.“ Erst nach Erlaubnis des Papstes Alexander VII. konnte diese Ehe am 9. Mai 1656 in der Annakirche saniert werden.

Tom. II, fol. 206:

„Den 1. Mai (1656) ist bei Sankt Anna recopuliert worden, über (auf) Auftrag des hochwürdigen Herrn Officialts, nach erlangter Biquefaction von ihrer päpstlichen Heiligkeit Alexandro dem VII., Martinus Hackher, der zuvor zu Zehentegg in der Pfarre Raach gehaustt unter dem Kloster Melk; Hat sich heimlicher Weis mit seiner Konkubin zu Randegg jenseits der Donau copulieren lassen; Weil aber impedimentum criminis (Ehehindernis infolge begangenen Halsverbrechens!) ist gewesen, und durch einen anderen als mit dem ordentlichen Pfarrer copuliert ist worden, ist das Matrimonium (Eheband) annulliert, und mir als anizo ordentlichen und rechtmäßigen Pfarrer auferlegt worden, ihn, besagten Martin Hackher zu recopulieren. Die Zeugen auf der Bräutigam Seiten sind gewesen Anton Sandtner, 45 Jahre alt, Bürger und Bauer allhier und Sebastianus Blumeneder, 64 Jahre alt, Bürger und Lederer allhier im äußeren Gericht (Meßer Gericht). Auf der Brautseite sind gewesen Bartholomeus Unger von Loizendorf aus der Pfarre Raach, 71 Jahre alt und Martinus Hackher von Ronnersdorf aus der Pfarre Raach, 48 Jahre alt. Die Braut ist genannt: Barbara Häzübelin, , des Hans Häzübel aus Zehentegg und Barbara, seiner ehelichen Hausfrau, beider seeligen Gedächtnisses eheliche Tochter.“

Tom. II, fol. 129:

„Den 24. Mai 1661 ist ein (un)eheliches Kind mit Namen Margaretha getauft worden. Der Vater sollt sein wie die Mutter sagt Andreas Schwingshan, ein Wächter zu Budweis in Böhmen, welcher in dem Herbst, wie sie sagt, gestorben soll sein. Die Mutter ist genannt Maria. Dieses Weib hat wollen zu unserer lieben Frau (nach) Läfel (Maria Läserl) gehen, ist auf weitem Feld zu Edt Kindsmutter worden; Von dem Meister Philipp Wider,leinweber zu Edt gefunden worden und zu dem Georg Brandstetter dajelbsten gebracht worden. Die Gevatterin ist Margareta Pürschlin, des Georgi Pürschl, Schaffers zu Edt, eheliche Hausfrau.“

Da in Böggstall ein Landgericht war, fanden hier auch Hinrich-

tungen statt, die regelmäßig vom Freimann von Krems vollzogen wurden. Nur einmal, am 24. September 1657 hat diesem auch der Freimann von Karlsbach (bei Jbbs a. d. D.) ausgeholfen, weil damals gleich 4 Malifizpersonen umzubringen waren. Die öffentliche Richtstatt war dort, wo heute die Turnhalle steht. Solche Hinrichtungstage glichen Volksfesten, zu denen in die Tausende aus weit und breit zusammenströmten. Da es damals noch keine Helfer der Gerichte in Form von Gendarmerie oder Polizei gab, welche eine Einrichtung des 19. Jahrhunderts darstellen, versuchte man durch die Abschreckungsmethode die Zahl der Verbrechen herabzudrücken. Der Leichnam wurde in das aufgestellte Rad gebunden und der Kopf darüber aufgesteckt, wovor die lange Schlange der Schaulustigen nicht ohne Gruseln vorbeizog. Die öffentliche Hinrichtung hatte hauptsächlich den Zweck, der Bevölkerung vor Augen zu führen, wie es einem ergeht, wenn man eine Missetat begeht. Im Durchschnitt fällt damals in jedes dritte Jahr eine Hinrichtung. Einige Eintragungen seien im Originaltext wiedergegeben:

Tom. II., fol. 480:

„Den 21. Januari ist 1665 auf der Richtstatt von dem Leben zum Tod gerichtet worden durch das Schwert, Adamus Haslinger, in dem Land ob der Enns zu Schwertberg gebürtig, bei 78 Jahre alt, hat vor seinem End gebeicht und kommuniziert, ist gar christlich und wohl gestorben, ist auf das Rad gelegt worden, mit aufgestecktem Kopf. Sein Verbrechen war, daß er einen alten Mann auf dem Pferd angegriffen mit 17 Stichen; heroberhalb Sanct Michael in der Wachau erstochen und das Pferd davongeritten; Ist zu Weitenegg landgerichtlich eingebracht worden.“

Er stammte aus Schwertberg; nomen est omen!

Oder die Hinrichtung des Landgerichtsdieners Finber aus St. Oswald:

Seite 283, tom. II:

„Den 17. Augusti 1657 ist allhier auf der gewöhnlichen Richtstatt wegen eines verübten Todschlages, so er an Adam Schachenhofer, honscher Untertan zu Stangles — begangen mit einem Schuß — decapitiert (geköpft) worden; auch an selbigen Ort begraben; Ist wohl gestorben, hat dreimal beicht und kommuniziert und vor der Ausführung auch noch einmal gebeicht, hat um Erlangung göttlicher Gnade um 3 Messen gebeten, 2 allhier, eine zu Sanct Martinsberg zu verrichten und dreimal um das gemeine Gebet auf der Kanzel. — Sein Name ist Martin Finber von Sanct Oswald gebürtig; gewester Landgerichtsdienner allhier.“

Am 10. August 1657 hat sich in Streitwiesen Furchtbares ereignet: fünf düstere Gesellen haben in der Hofmühle eingebrochen

und die beiden Besitzer getötet. Aber der Arm der Gerechtigkeit hat sie noch in selbiger Nacht gefaßt. Nach durchgeführtem Gerichtsverfahren wurden 4 Missetäter am 24. September 1657, also knappe 6 Wochen vorher, öffentlich hingerichtet. An diesem Tage herrschte in Pöggstall Hochbetrieb. Der Freimann von Krems konnte die ihm gestellte Aufgabe allein nicht bewältigen, sodaß ihm der Freimann von Karlsbach bei einer Person aushelfen mußte. Der Rädelshführer des Einbruches, der auch die Morde am Gewissen hatte, sollte ursprünglich zur Zwangsarbeit „Nach Wienn in den Graben“ verschickt werden. Das Gnadengesuch wurde aber verworfen und er selbst am 29. Oktober, also 1 Monat später ebenfalls in Pöggstall hingerichtet.

Nachfolgende nüchterne Berichte schildern die damalige Tätigkeit der Gerichte, aber auch die Tätigkeit der Kirche, die sich gerade um diese unglücklichen Menschen bis zu ihrem Tode besonders annahm. Jedem Hinzurichtenden stand ein eigener Pfarrer zur Seite, sodaß an jenem denkwürdigen 24. September 1657 die Pfarrer von Münichreith, Laimbach, Ebersdorf und Pöggstall gleichzeitig in Aktion traten:

Seite 283 unten und 284 ganz.

„Den 24. Septembris ist Andreas Hofer, gut seines Alters 38 Jahre alt auf underschidlichen Diebstahles samt anderen 4 ergriffen worden zu Streitwiesen in der Hofmühl den 10. Augusti und am heutigen dato auf der gewöhnlichen Richtstatt von dem Freimann zu Krems Georgio Langmayr mit dem Schwert von dem Leben zu dem Tod gerichtet worden. Ist gar christlich und gottseeliglich gestorben, seine Zeit in wählender Gefangnus mit Beten und Lesen zugebracht, hat generaliter gebeicht und kommuniziert. Diesen habe ich, P. Melchior Korn als ordentlicher Pfarrer allhier zu Pöggstall begleitet. Ist in Sandorf in vorder Oesterreich geboren. Sein Vater ist ein Maurer der izo zu Gottdorf; vorher ein Jhnman unter dem Kloster Göttweig. Er hat 4 Kinder.“

„Den 24. Septembris ist allhier Hans Lanz, seines Handwerks ein Schneider, noch ledigen stands, in der Pfarre Wolfing im Land ob der Enns gebürtig bei Steyr; 28 Jahre alt, nachdem er zu Streitwiesen den 10. Augusti in der Hofmühl ist gefangen worden, auf der gewöhnlichen Richtstatt mit dem Schwert von dem Leben zu dem Tod durch den Freimann zu Krems, Georgio Langmayr gerichtet worden. Ist gar christlich und wohl gestorben, hat generaliter gebeichtet und kommuniziert. Herr Pfarrer zu Münichreith Georgius Dietrich hat ihn begleitet.“

„Den 24. Septembris ist allhier Johannes Mayr, seines Handwerks ein Böck, 28 Jahre alt, zu Altensteig gebürtig, dessen Vater

Schulmeister zu Neupölla; nachdem er zu Streitwiesen in der Hofmühl wegen unterschiedlichen Diebstahls gefänglich ist eingezogen worden, durch den Freimann zu Krems, Georgio Langmayr, mit dem Schwert von dem Leben zu dem Tod gerichtet worden. Ist sehr christlich und wohl gestorben, hat zuvor generaliter gebeicht und kommuniziert. Ist vor diesem einmal Pflisterer (Pflisterer = Bäcker) zu Göttweig gewesen. Hat im Urlaub leid? gemacht? Herr Pfarrer zu Ebersdorf Augustin Freu hat ihn begleitet.“

„Den 24. September ist Simon Brichtl, ein Wittiber, 23 Jahre alt, vor diesem Wirt zu Reixendorf unter dem Kloster Alderspach, nachdem er zu Streitwiesen den 10. Augusti in der Hofmühl wegen unterschiedlichen Diebstählen gefänglich eingezogen, von dem Freimann zu Karlsbach mit dem Schwert von dem Leben zu dem Tod gerichtet worden. Ist sehr wohl und christlich gestorben; Ihn hat begleitet R. P. Benediktus Reithmayr, ordinis sancti benedictini, professor in Oberaltaich, Pfarrer in Laimbach.

Bei diesen 4 Malifizpersonen, so in einer Stund gerichtet worden, sind von 5 bis in die 6000 Personen dabei gewesen, auf 10 Meilweg dem Wasserstrom nach. Gott sei ihren Seelen gnädig.“

„Den 29. Oktobris 1657 ist Johann Reidtmayr, von Andrichsfurth aus Unterbayern gebürtig, mit dem Schwert von dem Leben zu dem Tod hingerichtet worden, sein Körper auf ein Rad mit einem Galgen gelegt worden: wegen unterschiedlichen Diebstücken und 2 Morden so er begangen ist zu Streitwiesen; selber als fünfter gefangen worden ist. Ist sehr wohl gestorben. Diesen habe ich und R. P. Benediktus Reithmayr, Pfarrer zu Laimbach begleitet, diesen aber allein hab ich auf der Hauptstatt zugesprochen und vorgebetet.“

(Fortsetzung folgt).

Erinnerungen an das Waidhofner Bürgerkorps

Von Edmund Daniek, Wien

Die 25- und 26-jährigen Waidhofner dürften sich kaum an das einstige Bürgerkorps erinnern, dafür aber die älteren und die „ganz alten“, die bereits vor dem ersten Weltkriege erwachsen waren. Wenn das uniformierte Bürgerkorps unter Trommelwirbel vom Hauptplatz abmarschierte, unter Tschinbum und Trara herandrückte, da eilte alles auf die Straße oder zu den Fenstern, um den Aufmarsch des Bürgerkorps vor der Kirche mitanzusehen. Soldatenspielererei? Wie heutzutage vielleicht junge Leute vorschnell zu urteilen glauben? Oh nein! Das war keine Soldatenspielererei, zu der sich reife Bürgerleute der Stadt hergaben. Das war die Hochhaltung einer jahrhundertealten Tradition, die mit der Geschichte

Waidhofens unzertrennbar verbunden war, in guten wie in bitterbösen Tagen, wenn es galt, die Stadt, Hab und Gut der Bürger vor dem Feind zu verteidigen.

Aus der im Jahre 1171 zum erstenmale urkundlich genannten Ortschaft Waidhofen an der Thaya war 1288 eine Stadt geworden, die nach und nach mit Ringmauern und Stadttürmen befestigt wurde. Die Zeiten waren unruhig, der steigende Wohlstand der Stadt reizte die böhmischen Nachbarn.

Böhmische Könige, aber auch einzelne Adelige jenseits der Grenze, wenn sie mit den Habsburgern in Fehde standen, überfielen die österreichischen Grenzgebiete, plünderten und beraubten die Städte. So entstand wie in fast allen anderen österreichischen Kleinstädten auch in Waidhofen aus den Reihen der Bürger eine Kampfgruppe, die die Mauern der Stadt, Hab und Gut der Einwohner verteidigten. Obwohl wir infolge der völligen Einäscherung Waidhofens durch den Böhmerkönig Johann im Jahre 1328 keine Urkunden von dieser Zeit besitzen, ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß bereits vor dieser Zeit ein Verteidigungskorps bestanden hat. Ganz sicher aber bestand das Korps bereits in der Hussitenzeit, zur Zeit des Ungarkönigs Mathias Corvinus, dessen Truppen zwar Thaya und die weiteste Umgebung verwüsteten, Waidhofen dagegen nicht einnehmen konnten, da es von seinen Bürgern tapfer verteidigt wurde. Die erste Urkunde, daß in Waidhofen ein wohlorganisiertes Korps kämpfender Bürger besteht, stammt vom Jahre 1596, in dem von einem „Schützenverein“ gesprochen wird. Dieser Schützenverein ist es zweifellos gewesen, der im dreißigjährigen Kriege Waidhofen vor den Schweden erfolgreich verteidigte und später bis ins Zeitalter Napoleons unzähligemale die Stadt beschützt hat. Von einer Schießstätte der Bürger wird im Jahre 1631 zum erstenmal Erwähnung getan. Der Staat hatte an der Wehrhaftigkeit und Selbstverteidigung seiner Stadtbürger größtes Interesse, weshalb er die Bürgerkorps in allen Städten förderte, sie aber auch kontrollierte und ihnen die Einhaltung genauer Statuten zur Pflicht machte. Diese Statuten bestimmten, daß jeder körperlich geeignete Bürger im Korps zu dienen habe. Später wurde diese Bestimmung nicht mehr so streng gehandhabt und schließlich bestand die Aufnahme ins Bürgerkorps nur durch freiwilligen Beitritt. Dafür aber wurden alle Bürgerkorps den Bestimmungen des Landsturmgesetzes unterstellt, was besagte, daß im Kriegsfall die Mitglieder des Korps Kriegsdienst zu leisten hätten. Vor 1914 betrug die Stärke des Korps rund 70 Mann. Das Bürgerkorps hatte seit jeher das Recht, sich seinen Hauptmann und seine Oberleutnants, Leutnants, sowie Feldwebel

und Korporale, ebenso den Fahnenjunker selbst zu wählen, was allerdings durch die Behörde bestätigt werden mußte.

Mein leider allzufrüh verstorbener Jugendfreund, Redakteur **Karl Heißler**, hat im Jahre 1911 die Festschrift „Das uniformierte bewaffnete Bürgerkorps der landesfürstlichen Stadt Waidhofen an der Thaya“ veröffentlicht und in gründlichster Weise alles ihm in Waidhofen und in Wiener Archiven erreichbare historische Material erörtert und damit in höchst verdienstvoller Weise ein sehr beträchtliches Stück Waidhofener Stadtgeschichte festgehalten.

Meine vorliegenden Zeilen bezwecken lediglich indirekte und direkte Erinnerungen an das einstige Bürgerkorps bekannt zu geben. Mein seliger Großvater, der Roderermeister und Ehrenbürger der Stadt **Johann Magschitz**, (geboren 1818 als Zeitgenosse Napoleons, gestorben an Altersschwäche 1913), erzählte mir, daß sein Vater Joseph in der napoleonischen Zeit als Mitglied des Korps die „Graselmache“ gehalten habe. Um sich vor den Plünderereien und Diebstählen des berüchtigten Räuberhauptmannes Johann Georg Graßel zu schützen, errichteten die Mitglieder des Bürgerkorps einen ständigen nächtlichen Wachtdienst. Persönlich konnte sich mein Großvater an die Durchreise des Kaisers Franz I., erinnern, als er, von Prag kommend, mit seinem Reisewagen durch Waidhofen fuhr. Das Bürgerkorps, das damals ausgerückt war, um die Ehrenbezeugung zu leisten, trug damals noch grüne Fracks, Zweispitze, Perücken und Zöpfe, sowie enorm lange Flinten. Im Revolutionsjahr 1848 verschmolz sich das Bürgerkorps mit der neugeschaffenen Nationalgarde. Mein Großvater, der damals 30 Jahre zählte und sich für die Freiheitsideen sehr begeisterte, saß an einem Sonntag mit zwei Freunden und ein paar Nationalgardisten im Gasthaus am Kirchenplatz. Als es zu Mittag läutete, verließ mein Großvater mit seinen beiden Freunden das Lokal, um heimzugehen. Vor dem Gasthaus aber schüttelten sie einander die Hände und riefen mit schallender Stimme: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ Auf dem steinernen Bankerl vor dem Magschitzhause saß zufällig Pfarrer Urbanek. Er, der als Hochkonservativer auf die Revolution schlecht zu sprechen war, erhob sofort zornig die Faust und polterte in seiner derben Art los: „Des blöden Buam! Wenns hundert Jahr alt werds, so wirds nie wirklich Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gebn.“ Es war zwar Revolutionszeit, aber wer hätte sich getraut, gegen den allseits geschätzten, aber auch gefürchteten Pfarrherrn aufzukommen?

Die Zeit vor 1914 war durch eine vorangegangene jahrzehntelange Friedensperiode gekennzeichnet. Seit 1866 bzw. 1878, seit der

Okkupation Bosniens, hatte es keinen Krieg gegeben. Seit 1811 war die Währung fest. Der Gulden bzw. die Krone hatte eine gewaltige Kaufkraft. Oesterreich — Ungarn mit seinen 54 Millionen war der zweitgrößte Großstaat Europas, dessen Volksvermögen sich von Jahr zu Jahr sprunghaft vermehrte. Der Begriff Inflation war unbekannt. Der Gedanke, daß das Geld an Wert verlieren könne, kam überhaupt niemandem in den Sinn. Man konnte daher auf Jahre, ja auf Jahrzehnte hinaus planen. Wenn z. B. ein Familienvater bei der Geburt einer Tochter ihr 500 Gulden in der Sparkasse anlegte, oder durch eine Versicherung einzahlte, so konnte er damit rechnen, daß sich dieser Betrag in 20 Jahren zu vier Prozent mit Zins und Zinseszins auf 1000 Gulden erhöhen werde, womit das Mädchen eine sehr schöne Heiratsausstattung hatte. An einen Krieg dachten nicht einmal die ärgsten Pessimisten. Da die Landesverteidigung seit Jahrzehnten auf der stehenden Armee und der allgemeinen Wehrpflicht beruhte, war natürlich auch die militärische Bedeutung der Bürgerkorps der einzelnen Städte praktisch illusorisch geworden. Ihre Korps hatten daher nur mehr traditionellen Charakter. Aber da sie eben Träger einer großen geschichtlichen Vergangenheit waren, ließ man sie nicht nur bestehen, sondern gliederte sie, wie bereits vorhin erwähnt, ins Landsturm-Verteidigungsgesetz ein. So war es auch beim Waidhofner Bürgerkorps. Es repräsentierte das allzeit getreue, das staatsstreue Bürgertum! Mochten die einzelnen Korpsmitglieder persönlich welche politische Gesinnung immer gehabt haben; im Korps waren sie lediglich Waidhofner Bürger und treue Oesterreicher, was sie beim Eintritt ins Korps auch mit Handschlag gelobt hatten. Wie sehr Kaiser Franz Josef die Tradition der Bürgerkorps schätzte, das bewiesen die im Jahre 1891 in Schwarzenau abgehaltenen großen Kaisermanöver. Das Bürgerkorps hielt damals die Ehrenwache und der Kaiser sprach eingehend mit dem damaligen Bürgerkorps-hauptmann Hoffinger und Oberleutnant Binder über den Stand und die Wirksamkeit des Korps. Daß die beiden vom Kaiser durch Ansprachen ausgezeichneten Korpsoffiziere hernach sofort zu den, den Hofzug begleitenden Wiener Journalisten eilten, damit das Waidhofner Korps, ihre Namen und auszugsweise auch das Gespräch mit dem Kaiser in die Tagesblätter komme, ist verständlich, denn es hat das Ansehen des Korps nur beträchtlich erhöht. Und nun persönliche Erinnerungen. Das Bürgerkorps rückte aus: bei allen offiziellen Festen der Stadt, bei der Auferstehungsfeier und der Fronleichnamsprozession, bis 1918 auch am Geburts- und Namenstag des Kaisers, ebenso beim Begräbnis eines Mitgliedes des Korps. In der Karwoche stellten die Mitglieder des Korps die

Ehrenwache beim heiligen Grab in der Kirche. In einem Zimmer des Pfarrhofes hatten sie für diese Tage eine Art Ubikation eingeräumt. Bei der Fronleichnamsprozession flankierten sie den „Himmel.“ Auch das Pöllerschießen oblag dem Bürgerkorps. Bei den kirchlichen Feiern nahm das Korps in Reih und Glied Aufstellung am Kirchenplatz. Beim Evangelium, Offertorium, Wandlung, Kommunion sowie beim letzten Segen gab's Ehrensalven. Da kam der Mesner aus der Kirche, gab dem Hauptmann ein stummes vereinbartes Zeichen. Schon erschallte das Kommando „Habt ach! Laden, ladet.“ Siebzig Gewehrläufe knackten. „Legt an!“ Der hochgezogene Säbel des Hauptmannes senkte sich blitzschnell, die Salve krachte. Während noch das Echo im Kirchenschiff rollte und dröhnte, kommandierte der Hauptmann „Ruh!“ lächelte zufrieden, daß das Schießen geklappt und daß es keine „Nachpuffer“ gegeben hat. Schon liefen Buben herbei, um die leeren Patronenhülsen aufzuklauben. Auch bei den Altären der Fronleichnamsprozession und vor der Dreifaltigkeitssäule wurden Ehrensalven abgegeben. Allerdings gab's auch Personen, meist Frauen, die das Schießen nicht vertragen konnten. Im Hause des Großvaters am Kirchenplatz war ein Dienstmädel, ein recht braves und arbeitswilliges Ding, eine „Stockböhm“, der bei jedem Satz, wie man damals sagte, „der Böhm eine ins Gnack haute.“ Dieses Mädel konnte halt das Schießen nicht vertragen, weshalb es jedesmal rechtzeitig die ganze Schlossergasse hinunterlief. Aber einmal war sie zu spät daran und die Salve am Kirchenplatz knallte ihr in voller Lautstärke in die Ohren. „Hab ich glaubt vor dem Schießen noch ins Gäßl z' kommen, derweil habens die Mannbilde schon g'schie . . . und wie laut g'schie . . .“

„Ja“, meinte der Großvater später, lächelnd zu uns: „Die deutsche Sprach' is' halt a schwere Sprach.“ War eine Morgen-Reveille vorgesehen, wie an Festtagen des Kaisers, dann marschierte bereits um 6 Uhr früh das Musikkorps mit klingendem Spiel durch die festlich besagten Straßen. Pauken, Trommeln, Tschinellen und Blasinstrumente wuchteten, daß die Fensterscheiben klirrten. Ich hatte zwar den gesunden Schlaf der Jugend, aber bei der Morgenreveille des Bürgerkorps wurde ich regelmäßig munter.

Waren die Faschingsbälle, die Feste im Stadtpark, an denen stets das Bürgerkorps teilnahm, nicht schön? Da saßen rings um den Pavillon die Korpsmitglieder mit ihren Familien, essend und trinkend nach Herzenslust. Man plauderte, scherzte und lachte. Der Bäckermeister neben dem Schuhmacher, dem Schneider, dem Viehhändler, der Sparkassenbeamte, der Gemeindefretär. Gängst wa-

ren die Waffenröcke mit den engen Halskrägen aufgeknöpft. Es war doch heiß. Der Tschako mit dem Federbusch und das Gewehr lagen auf der Bank. Alles erfreute sich an der flotten Musik und am Tanz der jungen Leute. Bei solchen Parkfesten wurde zumeist auch Gefrorenes verkauft. Eine Seltenheit damals noch, denn damals gab es sogar in Wien Gefrorenes nur bei den größeren Zuckerbäckern. Jrgendwo, aber an bevorzugter Stelle, saß der adelige Herr k.k. Bezirkshauptmann mit seiner Gattin. Bei aller aristokratischen Würde und Distanz, heute waren sie stark gewässert durch amtliche Deutseligkeit. Aber überall war der Bürgermeister, der unzählige Händedrucke wechselte. Damals um die Jahrhundertwende waren rings um den Stadtparkpavillon große farbige Glasfugeln auf Holzständern angebracht. Waren Buben die Missetäter oder war es das besonders hochgrädige Bier, das der Bierbrauer Ziegengeist bei solchen Festen gerne zum Schluß auschenken ließ, daß jedesmal eine oder zwei Glasfugeln in Scherben gingen? Auf jeden Fall schimpfte der Bürgermeister am anderen Tage und erklärte feierlich, die Glasfugeln endgiltig zu entfernen, weil sie „eh nur zsamnghaut werden.“ Wer erinnert sich an die fröhlichen Feste in Bestenöttig oder Poppen? Da konzertierte die Bürgerkorpskapelle im schattigen Gasthausgarten, während daneben die Kugeln der Regelsbahn rollten, die Regel prasselnd zusammenstürzten. All dies war einmal! Die Schüsse von Sarajevo, die am 28. Juni 1914 gegen das österreichische Thronfolgerpaar abgefeuert wurden und damit den ersten Weltkrieg entfesselten, haben auch das Bürgertum Oesterreichs tödlich getroffen. Im Weltkrieg wurde auch das Waidhofner Bürgerkorps dem Landsturmgesetz zufolge aufgeboten. Seine Mitglieder, soweit sie armeetauglich waren, mußten von 1914 bis 1918 Kriegsdienst leisten. Wachtdienste sowohl im Gefangenenlager Drosendorf, im Internierungslager Markt bei Schwarzenau sowie an verschiedenen anderen Stellen. Nach dem ersten Weltkrieg befundete die Regierung das Bestreben, die Bürgerkorps aufzulösen. Viele Korps in Oesterreich verschwanden damals, so z. B. das von Eggenburg. Waidhofen dagegen konnte sein Korps neuerlich aufstellen und es abermals auf eine recht stattliche Mitgliederzahl bringen. So wie früher rückte das Korps an kirchlichen Festtagen und Veranstaltungen der Stadt und Begräbnissen von Korpsmitgliedern aus. Es war eine Truppe von 40 Mann und eine Musikkapelle. Die Zeit von 1932 bis 1938 zeitigte bereits arge politische Hochspannungen. In Deutschland war bereits Hitler zur Macht gekommen und die damalige österreichische Regierung in ihrem Bestreben, als einzigen Waffenträger nur das Bundesheer gelten zu lassen, hatte bereits vorher den Repu-

blikanischen Schutzbund genau so aufgelöst wie nachher auch die Heimwehr. Ein Ereignis beim Waidhofner Bürgerkorps nahm 1933 die n.ö. Landesregierung zum Anlaß, es endgiltig aufzulösen. Diese Auflösung war und bleibt endgiltig, denn auch in unserer zweiten Republik wird, wenn wir endlich den so heiß ersehnten Staatsvertrag erhalten haben werden, der einzige Waffenträger neben Gendarmerie und Polizei nur das neu aufzustellende Bundesheer sein. Tradition in allen Ehren, aber die Zeiten ändern sich, um Neuem Platz zu geben. Nur ein Beispiel. Das einstige Schützenhaus der Bürgerkorps ist vor einigen Jahren zum modernen Strandbadgebäude Waidhofens umgebaut worden. Es leistet damit der Allgemeinheit und vor allem der Jugend größere Dienste als jeinerzeit. Die Erinnerung an das tapfere Verhalten der Waidhofner Bürger, die in früheren Jahrhunderten ihre Stadt heldenhaft gegen den Feind verteidigt haben, ist in die Geschichte Österreichs eingegangen. Stumme lokale Zeugen hierfür sind Waidhofens Stadtmauern; ebenso die alten Waffen, Uniformen und Schützenscheiben im Waidhofner Stadtmuseum. Freilich, wir alten Semester dagegen, die wir noch die geruhssamen Friedenszeiten vor 1914 erlebt haben, wir haben außer den Musealstücken auch noch die persönliche Erinnerung und wir sehen daher vor unseren geistigen Augen das alte Bürgerkorps aufmarschieren.

Den Anfang machte immer der Gemeindepolizist, der die Leute und vor allem die Kinder von der Straße auf die Trottoirs „stamperte.“ Dann folgte bereits mit klingendem Spiel das Musikkorps. Voran der Musikführer mit hoherhobenem Musikstab. Und die Leute spielten gut und flott. Dann kam der Hauptmann mit gezogenem Säbel, flankiert von den beiden Oberleutnants und anschließend die 70 Mann des Korps. Jeder einzelne, der die dunkelgrüne Uniform des Bürgerkorps mit dem scharlachroten Halsfragen, der roten Schützenschnur trug, war einem ja wohlbekannt. Das Riemenzeug um die meist recht stattlichen Bäuchlein war fest angezogen, die Schnurbärte der Männer gewickelt oder forsch aufgezwirbelt. Alles bekundete demonstrativ Strammheit und militärische Disziplin. Es flatterten die weißen Federbüsche von den Tschakos der Spielleute, die schwarzen der Korpsmitglieder und der Glanz der Sonne ließ das Gelb der Korpsfahne mit dem schwarzen Reichsadler, die Gewehrläufe und Bajonette heller aufleuchten. So marschierten sie in Reih und Glied und in würdevollem Ernste auf. Als Träger einer uralten österreichischen Tradition, in der Zeit vor 1914, vor der Zerschlagung Altösterreichs, den Inflationen und vor dem zweiten Weltkrieg aber auch unbewußt

als die letzten Repräsentanten des einstigen alten österreichischen Bürgertums . . .

Den Schluß eines jeden Aufmarsches bildeten immer die „Veteraner“, die uniformierten Mitglieder des Vereines ehemaliger gedienter Soldaten des Bezirkes Waidhofens und Umgebung.

Vorüber, vorbei!

Heute, wo seither Jahrzehnte im Strome der Ewigkeit ver-
rauscht sind, gehört das Waidhofner Bürgerkorps der Vergangen-
heit an. Aber die Erinnerung lebt, vor allem in denen, die noch
die letzten Glanzzeiten des Bürgertums und damit auch des Bür-
gerkorps miterlebt haben. Sie lächelt uns zu als liebe traute Erin-
nerung an die schöne ruhige Friedenszeit des alten verflungenen
Oesterreich, des alten Waidhofen der Vorkriegszeit, aber auch an
die eigene sorgenlose Jugendzeit vor verwehten Jahrzehnten.

Anmerkung des Schriftleiters: Die schon 1596, also in der Zeit des Bauernkrieges, genannte Schützenvereinigung wurde erst 1645 zu einer Bürgergarde umgewandelt, was aus den „N.Oe. Herrschaftsakten Waidhofen W 7 Nr. 256 des Hofkammerarchives hervorgeht. Diesem Faszikel liegt auch eine Abbildung der ersten Fahne der Bürgergarde in Farben bei, die ihr der Bischof von Corbanien, der gleichzeitig Propst zu Eisgarn und Pfarre von Waidhofen war und uns als Heinrich Fastroyr oft in der heimatkundlichen Literatur begegnet, übergab, um sie zu „animieren“, als die Schweden im März 1645 im Anzuge waren. Das Bürgerkorps wird ausdrücklich als neu errichtet bezeichnet. Die Fahne zeigte die Farben Rot-Gelb-Grün und auf der einen Seite das Bild des Landespatrons St. Leopold in grünen Streifen auf einem inselartigen Fundament. Der Heilige hält in der Rechten ein Klostermodell und in der Linken eine rot-weiße Fahne mit 5 Lerchen. Oben stehen die lateinischen Worte „Pro Deo et patre patriae St. Leopoldo“ (Für Gott und den hl. Leopold, den Vater des Vaterlandes) und unten „Aut pati aut mori“ (Es gilt zu leiden oder zu sterben). Die andere Seite zeigte den kaiserlichen Adler und darüber „Ferdinandi III. fama volat“ (Der Ruhm Ferdinands III. verbreitet sich im Flug) und im grünen Feld unten die Jahreszahl 1645. Eine Legende auf dem Bild besagt, daß die hier dargestellte Fahne auf Kosten des Bischofs aus gutem Doppeltaffet für die Waidhofner Bürger angefertigt wurde, um ihnen gegen die anrückenden Schweden Mut zu machen. (Das Waldviertel, 1938, S. 24).

Ein neues Bildwerk aus der Wachau

GOTTFRIED HOFMANN

Dürnstein

KUNST UND GESCHICHTE

In Dürnstein, dem landschaftlichen Mittelpunkt der sagen- und rebendurchwobenen Wachau, verbinden sich Natur und Kunst zu einem harmonischen Bild, das in seiner Art kaum seinesgleichen hat. Der Maler-Dichter Gottfried Hofmann unternimmt es, die Schönheit dieses reizvollen Stückes Heimat Erde in Wort und Bild liebevoll nachzuzeichnen. Einer eingehenden geschichtlichen Darstellung der wechsellvollen Schicksale der Stadt folgt eine verständnisreiche und Verständnis bringende Schilderung ihrer berühmten Baudenkmäler. Eine launige Würdigung des nicht minder berühmten Dürnsteiner Weines beschließt den Text, der mit 23 Federzeichnungen von der Hand des Autors geschmückt ist. Den Hauptteil des Buches jedoch bilden die acht Vierfarbendrucke und 65 Kunstdrucke nach aus-erlesenen Lichtbildern, die das Werk zu einer besonderen Gabe für alle Freunde der altehrwürdigen Stadt machen.

Für Geschenkzwecke sind zwei mit besonders großer Sorgfalt ausgeführte geschmackvolle Einbände vorgesehen: in roter Ausführung mit weißem Leder-rücken zu S 54.— und in blauem Kunstledereinband mit echter Goldprägung und Goldschnitt zu S 57.—.

PREIS S 48.-

**Verlag Josef Faber Krems
1953**

IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN ERHÄLTlich

SOEBEN ERSCHIEENEN!

Die gute Auswahl im Textil- und Bekleidungshaus

Paul Rogl

Krems a. d. D., Ob. Landstraße 1 und Täggl. Markt

LIEFERANT DES LEHRERHAUSVEREINES

Mitglieder und Freunde!

Den Umfang dieser Zeitschrift zu vergrößern liegt im Interesse jedes Lesers. Diesem Wunsche kann entsprochen werden, wenn jeder Leser nur einen neuen Bezieher wirbt. Wir bitten um Ihre Mitarbeit! Senden Sie uns Anschriften, an die wir unsere Blätter senden können.

Waldviertler Heimatbund



OTTO SOGOROW

EINKAUF — REPARATUREN

— VERKAUF —

Krems, Spänglergasse 5

TELEFON 328

Farben, Lacke, Bürsten, Pinsel eigener Erzeugung. 2 Goldmedaillen bei der Gewerbeausstellung. Farbenonkel Ruzicka, Krems a. D., Untere Landstraße 57, Tel. 440 — Gegründet 1900.

Waldviertler Landsleute

Das passende Geschenk für jung und alt ist das Heimatbuch

„Sagen aus dem südlichen Waldviertel“

Herausgeber: Fritz Röcher Buchschmuck: Franz Trantsellner

Schmucker Halbleinenband, 108 Seiten, 25 Holzschnitte, vom Landes-
schulrat für Niederösterreich wärmstens empfohlen! Preis: S 25.—

Zu beziehen bei: Röcher Fritz, Hauptschullehrer, Böggstall, N.Ö.